




Down Town Berlin

Geschichten aus der Unterstadt

Gangway e. V. – 20 Jahre Straßensozialarbeit in Berlin

The background is a dark grey color. It is decorated with several yellow abstract elements: a thick diagonal line, a thin diagonal line, and various irregular shapes resembling splatters or brushstrokes. At the bottom of the page, there are three black silhouettes of people walking or standing in a group.

20 Jahre Streetwork von Gangway in Berlin, 20 Jahre Möglichkeiten und Grenzen der Arbeit auf der Straße – Down Town in der doppelten Bedeutung des Wortes: unten in der Stadt, aber auch da, wo das Leben tobt. Davon erzählen die Geschichten dieses Buches.

Zur professionellen Grundausrüstung von Streetworkern gehören Geduld, Empathie, Respekt, Humor und Optimismus – Eigenschaften und Haltungen, die in den immer wieder aufflammenden öffentlichen Debatten über Jugendgewalt, Parallelgesellschaften, Integrationsverweigerer, Bildungsferne und andere Widrigkeiten wenig angesagt zu sein scheinen.

Die Streetworker von Gangway kennen Menschen, mit denen sich keiner beschäftigen mag, verschließen ihre Augen nicht vor den Schwierigkeiten und Abgründen, denen sie bei ihrer Arbeit begegnen. Aber sie verlieren nicht den Mut, wissen aus Erfahrung, dass Veränderung möglich ist, dass Glück überall lauert, auch wenn eine Situation manchmal ausweglos zu sein scheint.

Die Geschichten in diesem Buch erzählen von skurrilen und schwierigen Situationen, von liebenswerten Menschen, die nicht leicht zu nehmen sind. Sie eröffnen Einblicke und Ausblicke. Sie zeigen Unmögliches und Machbares – und das aus der Perspektive der Streetworker, aber auch aus der Sicht von Jugendlichen, die mit Gangway in Berührung gekommen sind und das erfahren haben, was Petula Clark in ihrem gleichnamigen Lied als eine der Verheißungen von „Downtown“ besingt:

“... you may find somebody kind to help and understand you.”



Redaktion: Anja Tuckermann, Berlin

Layout, Grafik und Satz: Dieter Spies, Berlin

Bildnachweis: Fotos innen von Gangway e. V.- Straßensozialarbeit in Berlin

Umschlagfoto: Harald Hauswald, Berlin

aus: Ost-Berlin von Harald Hauswald und Lutz Rathenow

© Jaron Verlag GmbH, Berlin

Druck: H. Heenemann GmbH & Co. KG, Berlin

Bindung: Buchbinderei Bruno Helm, Berlin

Vertrieb für den Buchhandel: Bugrim – www.bugrim.de

Auslieferung Schweiz: Kaktus – www.kaktus.net

Privatkunden und Mailorder: www.jugendkulturen.de

ISBN: 978-3-940213-63-1

Die Raptexte sind erschienen auf den CDs

Gangway Beatz vol.1 „Meine Stadt. Mein Leben. Meine Worte.“ (2008)

und vol. 2 „Metropolitans“ (2010)

www.gangway.de

© Gangway e. V., Berlin 2010



Danke

an alle Kolleginnen und Kollegen,
die mit ihrer engagierten Arbeit ermöglicht haben,
dass diese Geschichten stattfinden konnten,
an die Jugendlichen, die uns ihr Vertrauen geschenkt haben,
an die Förderer und Unterstützer, die unsere Arbeit immer wieder ermöglichen,
an alle, die mitgeholfen haben, dass diese Geschichten gelesen werden können
und dass der Geist, der in ihnen steckt, ankommt.



Inhalt

Dit weeß ick janz genau <i>Stefan Schützler</i>	9
Geschichte und Geschichten aus der Gründungszeit <i>Hanna Biamino</i>	12
Cengiz: Wie alles begann <i>Sigrun Casper</i>	21
Ihr Vertrauen ist unser Kapital <i>Daniela Telleis</i>	29
Wir inhalieren die Lügen <i>Ekor feat. Erko</i>	31
Detlef Kumlehn: Anfang in Kreuzberg <i>Uta Beth</i>	33
Unterschicht <i>Erko</i>	55
Petra Kolb: Aus dem Innenleben einer Streetworkerin	58
Haben Rechte Rechte? <i>Stefan Schützler</i>	63
In Erinnerung an Zelli oder Kochkurs bei der PDS <i>Brita Feustel</i>	65
Sie nannten ihn Ché <i>Elvira Berndt</i>	69
Kellerkinder auf der Straße <i>Tom Levine</i>	71
Absurde und reale Begegnungen mit der Justiz - verpackt in eine Geschichte <i>Christian Schramm</i>	76
Aus Mitte <i>Rhymes & Buckshot</i>	82
DSN <i>Stefanie Gohr</i>	85
Stolz sein <i>Axel Illesch</i>	89
BMX, Rauchmelder und Testosteron <i>Sindy Seeber</i>	91
So tickt unsere Zielgruppe <i>Manja Piotrowski</i>	93
SommerMachtLiebe <i>Tanja Ries</i>	95
Daniela und Uwe: Von Berlin bis an die Ufer der Kama <i>Ewa Boura</i>	101
Hüseyin: Gangway ist eine Straßenuniversität für mich <i>Helmut Kuhn</i>	112
Istanbul? – Da kann ick ja gleich zu den Schwarzköpfen nach Kreuzberg fahren <i>Jan Becker</i>	121
Nix is! <i>Anton Kats</i>	145
Kurz, knackig, intensiv - Drei Tage mit Manu <i>Alke Wierth</i>	147
ich stelle anspruch auf meinen anspruch! aufgezeichnet mit Unterstützung von <i>Anne Honeck</i>	153

Fatma oder: Hat Ihre Tochter ein Problem? <i>Sigrun Casper</i>	163
Abdelmajid Alkibir: Wenn du aber in Ruhe den Kopf aufmachst <i>Anja Tuckermann</i>	169
Warteschlangen <i>Eva Koch</i>	188
Taner: Noch tausendmal stürzen <i>Léda Forgó</i>	194
Mensch gleich Mensch <i>GigoFlow feat. Pyranja</i>	204
Illuminati <i>MC Josh</i>	206
Da wo wir wohnen <i>Zeugen der Zeit- Z.D.Z</i>	207
Alles echt <i>Rah D.C.</i>	208
Nebenwirkungen <i>Anja Kimmling</i>	212
Mesut: Es gibt ja kein Kastenwesen in diesem Land <i>Björn Kern</i>	217
SehnSucht <i>Andreas Hoch-Martin</i>	227
Nereden Nerede Nereye <i>Sooke</i>	291
Schillerpromenade <i>Red Skorpion</i>	294
Stefan W.s Lieblingsgeschichte <i>Stefan Schützler</i>	297
Pallus Geschichte (nicht seine Lieblingsgeschichte) <i>Stefan Schützler</i>	300
Heiner Dutschke: Als Boxer darfst du nicht ausrasten <i>Wolfgang Heyder</i>	305
Technik, die begeistert – Kimba <i>Stefan Schützler</i>	314
Schwarze Ledermäntel und Neonazis im Rheinsteinpark <i>Jan Becker</i>	318
Oh! <i>Stefan Schützler</i>	333
Jessi im Glück <i>Brita Feustel</i>	339
Tommy <i>Astrid Kleber</i>	342



Dit weeiß ick janz genau

Stefan Schützler

Wenn all die ehrlichen Menschen von der Arbeit kommen, fahre ich hin. Die S-Bahn ist voll von ihnen – redliche, abgespannte Menschen, im Reinen mit sich, jetzt, da des Tages Werk vollendet ist. Ich klemme zwischen ihnen und habe eigentlich so gar keine Lust heute. Das Wetter ist mies, der Geruch hier auch, im Team und zuhause hängt der Segen nicht eben gerade ... ach, was soll's, immerhin kommt das Gehalt pünktlich.

Also stehe ich mir hier die Beine in den Bauch, bemühe mich, nicht allzu tief durch die Nase einzuatmen und warte darauf, dass in Springpfuhl der Druck der Masse etwas nachlässt.

Für ein paar letzte Stationen komme ich in den Luxus eines Sitzplatzes. Auf der Bank gegenüber ein junger Mann, breitbeinig, das Basecap über die Augen geschoben, zwei Plätze für sich und seinen müden, muskulösen und verschwitzten Körper beanspruchend. Ich würde sagen, er lümmelt, aber das Wort klingt so antiquiert, so irgendwie nach meinen Eltern und als hipper Streetie will man ja so ziemlich nach allem klingen, nur nicht nach seinen eigenen Eltern. Also – er lümmelt nicht, er ... chillt da. Genau. Er, sein Blaumann, sein Schweiß und sein Basecap sprechen eine Sprache, die jeder versteht.

Wie ich ihn so betrachte, kommt er mir irgendwie bekannt vor. Dieses Tattoo auf der rechten Hand, das habe ich doch schon mal irgendwo ... und mit einem Mal wird mir klar: Das ist Eddie!

Eddie, anderthalb Jahre harte Arbeit. Eddie, ein Typ wie ein Panzerschrank, Schläger, Säufer und Hurenbock vor dem Herrn, insgesamt so gar nicht nett. Immer haarscharf am Knast vorbei (zweimal hab ich dem Richter Stein und Bein geschworen, dass das nun aber wirklich das letzte Mal war), zuhause rausgeflogen (was hat mich die Mutter angeschrien), obdach- und arbeitslos („Kannick nich ooch Strietwörka werdn? Oda vielleicht doch lieba Polizei?“). Ein, zwei Wochenenden und einige Stunden Nachtschlaf sind für ihn draufgegangen.

Und plötzlich war er – paff! – einfach verschwunden. Hatte sich in Luft aufgelöst. Eine Freundin habe er jetzt, hieß es. Das erklärt natürlich alles.

Und jetzt fläzt – chillt! – er mir also hier gegenüber in der Bahn. In einem Blaumann, der mir und der ganzen Welt verkündet: „Ich bin auf dem Bau, wer ist mehr?“ Berlin ist eben doch ein Dorf.

Wie ich ihn so in Augenschein nehme, wird er plötzlich unruhig. Das ist mir jetzt doch ein bisschen peinlich. Was, wenn der jetzt aufwacht und mich nicht erkennt? Der hält mich noch für schwul und wenn der mich für schwul hält, glaubt der glatt, ich wäre ausgerechnet scharf nur auf ihn und was der dann mit mir macht ... Aber meine Angst ist völlig unbegründet. Tatsächlich schiebt er sich das Basecap aus dem Gesicht, blinzelt kurz und erkennt mich sofort. „Mensch Stefan! Alta Strietwörka!“ grölt er so laut, dass nicht nur der S-Bahn-Waggon, sondern auch halb Hohenschönhausen jetzt meinen Namen und meine Profession (Passion?) kennen. Dann richtet er sich auf und setzt sich gerade hin. Er strahlt: „Haiiiii! Na, wie geht's?“

„Ooooooch geht so. Und selber?“

Die Frage hätte ich mir besser überlegen sollen. Klar, man sagt so was einfach mal dahin. Aber auf der Arbeit (und ab Springpfehl bin ich auf der Arbeit) muss man eben damit rechnen, dass man auf solche Fragen echte Antworten bekommt. Und wie viel Leben passt schon zwischen drei S-Bahnhöfen? Also darf ich mich über den Monolog, der jetzt über mich hereinbricht, weder wundern noch ärgern. Während draußen die Plattenbauten vorbeirumpeln, wird vor mir ein Alltag ausgewalzt. Er wird immer breiter und bunter, endet auch nicht, als wir in Wartenberg die Bahn verlassen („Bitte-alleaussteigendieserzugendethier“), nicht an der Fußgängerampel und auch nicht gleich vor seiner Haustür. Was für ein Leben! Alles drin: Ein Job („Bauhelfer, zehnmarkuffdiehand!“), eine Wohnung („vollgemütlichundso!!“), ein Auto („Golfzweitehand, aber suuuuper gepflegt und tiefergelegt!!!“), ein Hund („n Pitti, isabernganzlieber!!!!“), ein Riesenhaufen Kumpels („voll die echten Freunde, nich so 'ne Lutscher wie die damals!!!!“ und, ach ja, eine Freundin hat er auch und, ach ja, schwanger ist die auch („is aber von mir, dit weeß ick janz genau!“).

„Puh“, sage ich, als ich auch mal was sagen soll. „Das ist ja 'ne ganze Menge. Schön, dass du jetzt so gut klar kommst. Freut mich echt für dich!“

„Danke!“ er strahlt wieder. „Und?! Was machst du so?“

„Ach, weißt du, ich bin immer noch Streetworker. Kennst mich ja.“

„Eeeeeeecht?!“ Er starrt mich entsetzt an. „Willste denn nich irgendwann mal wat Ordentlichet machen?“





In Erinnerung an Zelli oder Kochkurs bei der PDS

Brita Feustel

Zelli wurde von mir sehr intensiv betreut. Er war sympathisch, in seiner Gruppe sehr anerkannt, hilfsbereit, sehr rechts orientiert und Borderliner. Letzteres führte dazu, dass seine Freunde aus der rechten Szene sich sehr irritiert fühlten. Selbstverletzungen fanden sie undeutsch. Kameraden wie sie waren, grenzten sie ihn aus.

Seine Therapie konnte er damals erst nach einem Dreivierteljahr antreten. Der Amtsbetreuer war beantragt.

Zelli lebte in seiner neuen Wohnung, die er sich über das Berliner Marktsegment für Menschen, die von Obdachlosigkeit bedroht sind, besorgt hatte. Sie war gut geschnitten und in allen Räumen schimmelig.

So zog er von der Krisenbehandlung im Krankenhaus Herzberge zurück in seine Wohnung, um dann wieder ins Krisenhaus eingewiesen zu werden. Hin und Her. Ich besuchte ihn regelmäßig.

War er draußen, mussten wir ihn am Laufen halten. Engmaschige Termine im Büro, Kaffeetrinken und Quatschen. Gemeinsame Besorgungen für die Wohnung, Gespräche mit den Eltern und einen Kochkurs bei der PDS.

Zelli aß gerne und war an neuen Rezepten interessiert. Im Nachbaraufgang unseres Hauses befand sich das Wahlkampfbüro der PDS. Für Zelli die Höhle des Löwen. Er wurde sehr sozialistisch erzogen, mit einem Vater, der zuhause und im Dienst ein Major war. Seine Liebe und Hiebe hatten für Zelli fatale Spätfolgen.

Im Flyer lasen wir: „Kaukasisch kochen im Wahlkampfbüro“.

„Also, da gehe ich hin!“ verkündete ich ihm bestimmt. Zelli sagte nichts. Er sagte lange nichts dazu. Nichts dazu sagen, war sehr gut, denn er überlegte. Er muss unter Druck gestanden haben. Er wollte mich mit meiner unausgesprochenen Erwartung nicht enttäuschen und trotzdem seiner politischen Ansicht treu bleiben. Das war für ihn sehr schwer.

Der Satz, „er wisse ja noch gar nicht, ob er an diesem Tag kann“, rettete ihn erst einmal aus der Situation. Trotzdem meldete ich uns beide an.

Fatma oder: Hat Ihre Tochter ein Problem?

Sigrun Casper

Am Nachmittag des 31. Dezember 2009 klingelt bei Cengiz das Telefon. Ein Mann sagt mit aufgeregter Stimme: „Guten Tag. Ich heiße Ali. Ich habe ein Problem.“

Dass Leute Probleme haben und damit zu ihm kommen, ist für Cengiz nichts Neues. Probleme sind der Kern seiner Arbeit und gehören zu seinem Leben. Vermitteln, einen Weg suchen, darum geht es. Aber heute Nachmittag würde er gern mal in Ruhe mit seinen Kindern spielen, sich auf die Silvesterfete freuen und nicht an übermorgen denken. Cengiz unterdrückt den genervten Seufzer, der ihm in der Kehle steckt.

„Was ist denn Ihr Problem?“

„Ich habe eine Tochter, die nimmt Drogen.“

Der Mann hört auf zu sprechen und atmet laut. Cengiz fragt den Mann nichts und sagt auch sonst nichts. Das kennt er, dass jemand wütend anfängt und dann auf einmal stockt. Nicht drängen, geduldig sein, auch wenn einem selbst gar nicht nach Geduld zumute ist. Cengiz wartet. Er lässt dem Mann Zeit, sein Anliegen zu formulieren.

„Sie kifft“, hört er, und wieder das aufgeregte, zornige Atmen.

Du hast Sorgen, Mann, möchte er entgegnen. So schlimm, um deswegen am Silvesternachmittag einen Streetworker anzurufen, ist das doch nun wirklich nicht. Wer weiß, fällt ihm ein, vielleicht ist der Anrufer ja gar nicht der Vater, sondern der Großvater oder ein betagter Freund der Familie.

„Wie alt sind Sie?“, fragt er den Mann.

„Ich bin sechsendvierzig.“

Aha, sechsendvierzig. Cengiz schüttelt verwundert den Kopf. „Also“, sagt er dann. „Zunächst mal, wenn Sie ein Problem damit haben, heißt das doch lange nicht, dass Ihre Tochter damit auch ein Problem hat.“

Wieder eine lange Pause. Er hört es tuscheln und rascheln, schnelle Schritte, dann wieder die Stimme von Ali: „Warten Sie, ich gebe sie Ihnen mal.“

Sie nimmt den Hörer und sagt ihren Namen. Nennen wir sie Fatma. Sie hat ihren Namen gesagt und nun schweigt sie. Cengiz ahnt, warum sie den Hörer ergriffen hat und außer ihrem Namen nichts sagt. Der Vater, der ihn eben angerufen hat, sitzt oder steht ganz in ihrer Nähe und achtet auf jedes Wort.

„Kannst du mit dem Telefon aus dem Zimmer gehen?“

„Ja.“

Ein Wort nur, ja, doch Cengiz spürt ihre Angst, ihre Befangenheit.

„Sag ihnen, ich will, dass du jetzt mal alleine sprichst, und dann geh raus aus dem Zimmer.“

Er hört ihre Stimme und die Stimme des Vaters, er hört eine Tür zuschlagen.

„Bist du jetzt allein?“

„Ja.“

„Gut“, sagt Cengiz. Er bittet seine Kinder, etwas leiser zu sein, damit er sich konzentrieren kann. Okay, sie sind ganz still. Dann sagt er zu dem Mädchen am anderen Ende der Leitung, was ein guter Streetworker sagt und auch meint, wenn es brenzlig wird: „Pass mal auf, Fatma, was du mir jetzt erzählst, das bleibt unter uns. Versprochen. Also, fang mal an.“

Und sie fängt an. Sofort. Es sprudelt aus ihr heraus. Mit leiser, unterdrückter Stimme, fast geflüstert macht sich ihre verzweifelte Wut mit der Stimme Luft.

„Cengiz Abi, die nennen mich Junkie, mein Vater und mein Bruder.“

Sie nennt mich Abi, älterer Bruder, denkt Cengiz, sie kennt mich doch gar nicht. Nun weiß er ganz sicher, das Mädchen braucht tatsächlich dringend jemanden, der ihr hilft.

„Die tun so, als ob ich ein Junkie wäre, dabei habe ich bloß ein paar Mal gekiffst. Die haben meine Tasche durchwühlt und haben da was gefunden. Jetzt stempeln die mich ab, als wär' ich völlig drogenabhängig, Cengiz Abi. Ich habe überhaupt kein Bock auf andere Sachen, ich finde das völlig idiotisch. Aber die kapieren es nicht.“

Da muss noch irgendwas anderes passiert sein, denkt Cengiz, wenn der Vater das gemacht hat, Fatmas Tasche kontrollieren.

„Pass mal auf, Fatma, im Moment ist es wirklich schwierig. Heute ist Silvester. Lass uns Montag noch mal in Ruhe telefonieren. Montag, ganz bestimmt. Und jetzt gib mir bitte noch mal deinen Vater.“

„Also bis Montag, und danke.“ Fatma geht ins Zimmer zurück und gibt den Hörer ihrem Vater. „Was ist noch?“, sagt der unfreundlich zu Cengiz.

Um alles richtig zu machen und den Vater in seiner Ehre nicht zu verletzen, fragt Cengiz den Vater: „Ist es für Sie okay, wenn ich mich mit Ihrer Tochter am Montag verabrede und über das Problem spreche?“

Taner: Noch tausendmal stürzen

Léda Forgó

Taner steht vor McDonald's, im Innenstadtgewühl, sein Blick ist abwesend. Es scheint mir ausgeschlossen, dass er auf mich wartet. Obwohl ich ein Bild von ihm gesehen habe. Obwohl ich in sein Gesicht schaue und sogar feststelle, dass es eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Gesicht auf dem Bild hat. Als ich mich zu den Stuhlgruppen wenden will, winkt er mir zu. Dann tritt er näher. Er ist von stattlicher Statur.

Auf der Suche nach einem stillen Café bewegen wir uns unbeholfen durch den Konsumkern der Metropole. Er sagt, dass er Menschenansammlungen eigentlich meide. Ich spähe auf sein Profil und nehme ihm die Introvertiertheit sofort ab. Zugleich wollte er mal aus Reinickendorf rauskommen und hatte von sich aus angeboten, dass wir uns in Wilmersdorf treffen. Der erste kleine Widerspruch, den ich feststelle; dennoch sind die Widersprüche nicht heftig genug. Bedeutet dies Harmonie? Oder Gespaltenheit?

Er ist am Mittelmeer geboren worden und hat syrische Vorfahren. Nach sechs Monaten ließen seine Eltern ihn zurück, um ohne ihn mehr arbeiten zu können, um auszusiedeln, sich ein angenehmeres Leben zu schaffen, auch für ihn, der später nachgeholt werden sollte, nach fünf Jahren.

In dem kleinen Dorf, in dem er aufgewachsen ist, sprach kaum jemand ein Wort Türkisch, seine Oma, die Königin seiner behüteten Welt, schon gar nicht. Türkisch lernte er in der Schule.

Aus fünf Jahren wurden zehn, und die Bemühungen seiner Eltern, Geld zu verdienen, lösten in ihm keine Dankbarkeit, sondern einen zähen Widerstand aus – bis heute.

Von den Entscheidungen, die über seinen Kopf hinweg getroffen worden sind, ist er gezeichnet: In seiner Mimik liegt ein bitterer Zug und in seinem Tonfall der Schimmer eines Vorwurfs, dessen Zielpunkt aber nie genannt wird. Seine Züge verhärten sich, als wollte er sich durchs Erzählen mit dem eigenen Schicksal peitschen. Seine Worte stellen keine unerfüllten Sehnsüchte dar. Als hätte er sein Schicksal angenommen, ohne nach Schuldigen

zu suchen. Die Endgültigkeit beinhaltet ein Urteil, mit dem er feststellt: es bestehe keine Hoffnung, seinen Eltern je wieder nah zu sein.

Als der Tag gekommen war, an dem er zu ihnen nach Deutschland ziehen sollte, versteckte er sich im Wald. Er wurde gefunden und ins Flugzeug geschoben. Da saß er im laut knurrenden Flugkörper, und die Zweige schlugen ihm noch immer ins Gesicht, die Züge seiner Großmutter waren noch lange nicht verblasst, die Mischung von Schreck und Strenge, ihre Hände, die ihm über die verschwitzte Stirn strichen und seine Reisetasche reichten.

Mittlerweile hatte er vier jüngere Geschwister. Zugang zu ihnen fand er keinen. In der Schule zog er sich zurück, und es kostete ihn Jahre, bis er richtig Deutsch sprach. Den Eltern verweigerte er ihr Elterntum. „Oma ist meine Mutter“, sagte er, und die Sehnsucht ließ jahrelang nicht nach. Er träumte seine Kindheit in der Türkei weiter.

Dann kam er zum Fußball. Seine Muskeln blühten auf. Er war schnell und klug und zäh auf dem Feld, Vereinstüren öffneten sich ihm. Die Philosophie des Fußballs verlieh ihm Sanftmut und Tatkraft, seine Medaillen waren Bestätigung und Selbstvertrauen.

Die Wende fand für ihn im Hintergrund statt. Neubundesbürger zogen durch die orientalisches bevölkerten Bezirke und zündeten Asylheime an.

Die Erfahrung von Kraft, geschöpft vom Fußballfeld, versuchte er auch auf politischer Ebene einzusetzen. Viele seiner Kumpels waren bei den Black Panthers, die wie er Einwanderer waren. Sie verwickelten sich in Kämpfe mit den ostdeutschen Rechtsgesinnten. Nicht die Randalierlust trieb ihn auf die Straße, sondern die Ideologie der Gleichberechtigung.

Obwohl sein Vertrag zur Unterzeichnung bereitlag. Zweite Liga. Türkei. Euphorie trug er in seiner Gesäßtasche. Und seine Zukunft. In schönen Farben. Kurz vor Vertragsabschluss war erster Mai. Alle, die etwas auf sich hielten, gingen auf die Straße. Zusammen waren sie wie Naturgewalten. Beben und Orkan. Ein Mädchen rief seinen Namen. Er drehte sich in die Richtung, aus der ihre Stimme kam, der Schlag traf seine Schläfe. Die Bierflasche zerbrach.

Zwei Jahre dauerte es, bis er wieder sprechen konnte. Der Vertrag wurde nie unterschrieben. Seine Ausbildung zum Rohrleger ging ohne ihn zu Ende. Das Band, das er an der Ziellinie mit der eigenen Brust durchtrennen sollte, verflog wie Wasser aus der Spritzpistole. Nur Widerstand blieb übrig. Nur Wut.

Er brach fünf Ausbildungen ab. Überall zerstritt er sich mit den Ausbildern. Immer ging es um kleine Alltagsrassismen. „Du bist gar nicht wie die anderen Türken“, sagte ein Ausbilder und legte den Arm um ihn. „Nicht nur nichts geklaut, du arbeitest auch noch ...“ Er konnte sie nicht einfach mit



SehnSucht

Andreas Hoch-Martin

Winter V

Es ist kalt draußen. Der Regen peitscht gegen die blinden Scheiben, und das Geräusch, das dabei entsteht, ist einschläfernd. Die Luft hier drin lässt sich fast schneiden.

„Weißt du noch? Damals als ihr zu uns an den Platz gekommen seid?“ Tom grinst und dreht sich noch eine Zigarette. Ich schiebe ihm das Feuerzeug über den Tisch und sehe zum Wärter. Der steht gelangweilt an der Wand und blickt an die Decke über unserem Tisch.

Ich nicke. „Es war schweinekalt und du hast uns ghasst.“

„Ick hab euch für Bullen gehalten.“ Tom zuckt mit den Schultern. Dann zündet er die fertige Zigarette an und inhaliert den Rauch bis in die letzten Winkel seiner Lungenflügel. Die Schwaden quellen ihm aus Mund und Nase, während er weiter spricht. „Aber die Anderen wussten von Anfang an, dass ihr in Ordnung seid und ick hab's irgendwann auch kapiert.“

Ich muss lächeln. „Wann denn?“

Toms Grinsen wird noch breiter und seine Augen verengen sich dabei zu dünnen Schlitzeln. „Als du gesagt hast, dass du zu blöde zum Angeln bist.“

Winter I

Es kotzt mich an! Der Winter nimmt kein Ende und ich hänge hier rum. Der Himmel über Berlin ist grau und wolkenverhangen. Die Temperatur hat sich bei Null Grad Celsius eingependelt und meine Laune auch.

Verena und ich sitzen in unserem Büro und schreiben am jährlichen Sachbericht. Seit zwei Wochen geht das nun schon so. Schreiben, diskutieren, verwerfen, neu schreiben ...

Hin und wieder kommen Jugendliche in unsere Sprechstunden, manchmal besuchen wir Versammlungen im Stadtbezirk und manchmal laufen wir

(Alle Namen sind geändert)

vermummt durch die Straßen. Wir arbeiten zur Zeit mit vier Jugendgruppen in Pankow, aber niemand ist draußen.

Streetwork ist das nicht ...

Das Telefon klingelt, ich hebe ab.

„Hallo, Frau Schulz von der Jugendförderung Pankow hier. Es geht um folgendes Problem“, sagt sie. „Am S-Bahnhof Heinersdorf befindet sich doch dieses Plattenbaugelände. Die dortige Wohnungsbaugesellschaft hat mich angerufen und um Unterstützung gebeten. In den Höfen des Wohngebietes treffen sich zahlreiche Jugendliche, die alles zerstören und die Mieter verprügeln. Könnt ihr da mal vorbeigehen?“

Noch bevor ich etwas erwidern kann, redet sie weiter: „Ich weiß, ihr seid keine soziale Feuerwehr, das sagt eure Chefin immer, aber die Wohnungsbaugesellschaft hat ein ernstes Problem. Sie meinten, sie müssten sonst einen Wachschutz einsetzen, und das würde das Problem dort nicht verändern, sondern nur verlagern. Sie sind sogar bereit, euch und eure Arbeit mit den Jugendlichen vor Ort finanziell zu unterstützen.“

Ich bin überrascht.

„Das klingt interessant, Frau Schulz, geben sie mir die Telefonnummer und den Ansprechpartner der Wohnungsbaugesellschaft, wir werden das im Team besprechen und uns anschließend dort melden.“

Verena und ich sind uns schnell einig, dass wir uns diesen Kiez näher anschauen wollen. Eine Wohnungsbaugesellschaft, die auf einen Wachschutz verzichtet und stattdessen auf Jugendsozialarbeit setzt, könnte ein interessanter Partner in unserer Arbeit werden. Außerdem haben wir momentan genug Zeit. Sollten sich dort tatsächlich Jugendliche im Winter treffen?

Am nächsten Tag rufe ich Frau Müller von der GESOBAU an.

Auch sie berichtet von gewalttätigen Jugendlichen, Graffiti-Schmierereien und Zerstörungen an und in den Häusern.

„Frau Müller, es muss ihnen klar sein, dass es uns nicht darum geht, die Jugendlichen von der Straße zu holen“ sage ich. „Bei allem Verständnis für ihre Situation als Vermieter, aber wenn Jugendliche sich auf öffentlichen Plätzen treffen, ist das aus unserer Sicht absolut legitim. Unsere Aufgabe besteht vor allem darin, mit Jugendlichen gemeinsam nach Lösungen zu suchen und Alternativen zu entwickeln, die für sie von Vorteil sind. Wir begreifen uns als Lobbyisten Jugendlicher.“

Nach kurzem Zögern meint sie: „Das kann ich verstehen. Wir sind bereit, Sie bei Ihrer Arbeit, so gut es uns möglich ist, zu unterstützen. Wann können Sie anfangen?“

Ich muss schmunzeln. Ein Telefonat mit Gangway, und schon wird alles

gut? Ich erkläre Frau Müller, dass unsere Arbeit in Kiezen, die wir nicht gut kennen, immer mit einer umfassenden Feldanalyse beginnt.

„Wir laufen durch die Straßen, sehen uns das gesamte Umfeld der Jugendlichen an“, erkläre ich. „Welche Freizeitmöglichkeiten gibt es hier? Wo treffen sich die Jugendlichen und zu welchen Zeiten? Wie ist die Gruppe strukturiert? Wer hat das Sagen? Wie reagiert die Gruppe auf Anwohner und diese wiederum auf sie? Dieser Prozess kann sich über mehrere Wochen hinziehen.“

Am anderen Ende der Leitung herrscht Stille. Dann sagt sie: „Okay, wir würden uns gerne mit Ihnen nach dem Abschluss Ihrer Analyse zusammensetzen und über die Jugendlichen und deren Probleme reden.“ Ich bin irritiert. „Wir wissen Ihr Angebot ja zu schätzen“, sage ich. „Aber zum Einen unterliegen wir einer vertraglichen Schweigepflicht und zum Anderen werden wir mit Dritten nicht über bestimmte Jugendliche reden. Unser Kapital ist das Vertrauen der Jugendlichen und ...“

Bevor ich weitersprechen kann, versichert Frau Müller hastig, dass sie das verstehe und ihrer Geschäftsführerin mitteilen werde, dass Gangway nun anfangen.

In den nächsten Tagen beschäftigen wir uns mit dem Gebiet rund um den S-Bahnhof. Eigentlich gibt es hier nichts, das für Jugendliche interessant ist. Ein Bahnhof, ein buckliger Bolzplatz, drei Plattenbauten aus der DDR und im näheren Umfeld ein gutbürgerliches Wohnviertel, erbaut zu Beginn des letzten Jahrhunderts. Ein kleiner Lebensmitteldiscounter, Friseur, Blumenladen und Apotheke, ein Angebot für vor allem ältere Mieter.

„Als Jugendliche würde ich hier depressiv werden“, meint Verena. Ich kann ihr nur zustimmen. Dann hören wir sie schon und alles geht ganz schnell.

•

Während wir uns dem Platz zwischen den drei Hochhäusern nähern, fällt uns die starke Präsenz der Gruppe auf. Wir zählen zwanzig Jungen und zehn Mädchen. Alle sind sie zwischen vierzehn und zwanzig Jahre alt.

Sie sitzen auf Bänken oder hocken auf dem Boden, rennen hintereinander her, telefonieren, brüllen, lachen, kreischen.

Direkt am Platz steht ein Trafohaus. Es ist ein hässlicher, etwa fünf Meter hoher Betonwürfel mit flachem Dach, abblätterndem Putz und bis oben hin mit Tags bemalt. Auf dem Dach des Trafohauses balancieren gerade drei Jungen und setzen mit dicken Eddings ihre eigenen Tags von oben auf die Wand.

Tommy

Astrid Kleber

Eine blasse Wintersonne müht sich gegen den kalten Dunst, der über der Stadt liegt. Diese Kälte kriecht einem bis in die Knochen, obwohl das Thermometer nur wenig Grad unter Null anzeigt. Ich stand am Berliner Alexanderplatz und wartete auf den Bus, der mich direkt zum Flughafen Tegel bringen würde. Es war der zweite Weihnachtsfeiertag und ich rechnete nicht damit, an diesem Tag noch mal so reich beschenkt zu werden.

Als ich in den Bus stieg, wurde mir allmählich wärmer. Ich suchte mir einen Platz ganz hinten, wo es am meisten schaukelt und man den ganzen Bus im Blick hat. Der Verkehr bewegte sich gemächlich, es war nicht viel los auf den Straßen. Langsam versank ich in meinen Gedanken und die Welt vor meinen Augen wich den Bildern in meiner Erinnerung. Ich starrte aus dem Fenster und nahm nichts mehr wahr außer den Ereignissen an einem Tag im März ...

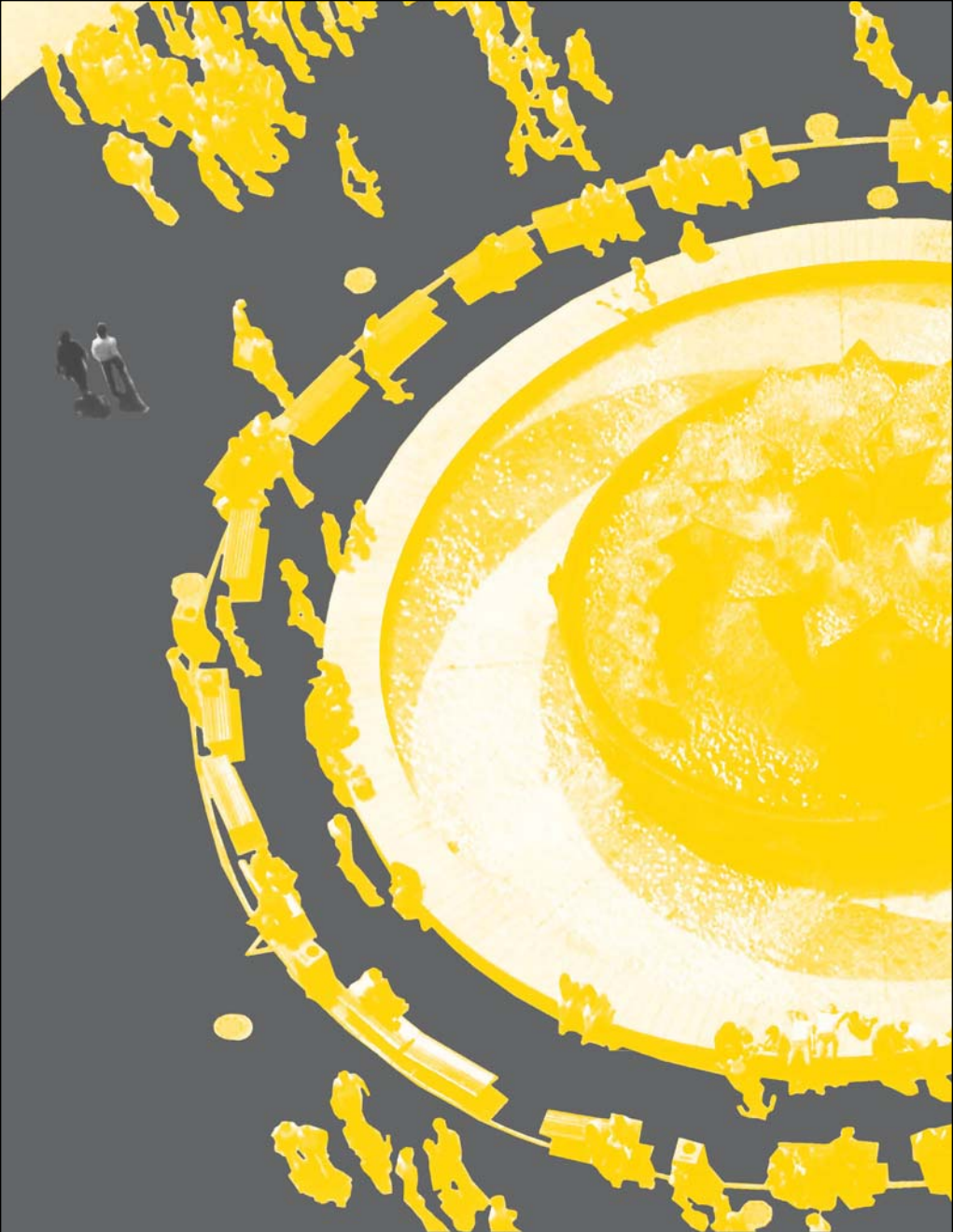
Es war der 12. März 2009. In meinem Kalender stand ein Termin mit einem jungen Mann. Nichts Ungewöhnliches, nahezu jeden Tag treffe ich junge Menschen, die einen Job oder eine Ausbildung suchen oder noch gar nicht wissen, was aus ihnen mal werden soll. Meine Arbeit besteht darin, sie bei der Berufswahl zu unterstützen, geeignete Stellen zu finden, mit ihnen eine passende Bewerbung zu schreiben. In den letzten zehn Jahren als Sozialarbeiterin bei Gangway habe ich an die 1000 Jugendliche kommen und gehen sehen. Was wohl aus ihnen geworden ist? Manche sind mir in Erinnerung geblieben, weil sie so außergewöhnlich sind und sich auf keinen Fall anpassen wollten an geltende Regeln oder Vorstellungen. Richtige Rebellen. Und beim Thema Zukunft und Beruf, da knallt es dann schon mal. Eltern, Berufsberater, Lehrer haben oft ganz eigene Vorstellungen davon, was ihre Sprösslinge und Schützlinge werden sollen. Zum Beispiel Maler. „Junge, das ist was Solides. Und handwerklich begabt bist du doch auch. Mach doch endlich was aus deinem Leben, nicht immer den ganzen Tag vor dem Computer hän-

gen und irgendwelchen Schnickschnack machen! Guck mal, der Onkel Hans kennt da einen sehr netten Malermeister und hat ihn schon gefragt, ob du da nicht in die Lehre kannst. Der hat gesagt, klar, ich guck mir den Bengel mal an. Das ist doch in der heutigen Zeit ein großes Glück. Da muss man nehmen, was man kriegen kann. Und bei dem, was du bisher in der Schule geleistet hast ... da können wir froh sein, wenn dich überhaupt einer in die Lehre nimmt. Denk doch mal darüber nach! Du würdest uns allen einen großen Gefallen tun.“ So oder ähnlich ist es bei vielen Jugendlichen. Was aber, wenn der Bengel nicht Maler, sondern Webdesigner werden will? Hört ihm dann noch einer zu, wenn er das laut sagt? Wie viele Talente gehen verloren, nur, weil keiner zuhört? Und noch viel schlimmer: wie viele Träume werden nicht gelebt, werden nicht mal ausgesprochen? Zu Recht, denn die Gefahr, ausgelacht oder für absolut realitätsfern und abgehoben erklärt zu werden, ist hoch. „Junge, komm mal runter! Webdesigner! Das sind doch diese Freaks, die den ganzen Tag vor dem Computer hängen. Damit kann man doch nicht seinen Lebensunterhalt verdienen! Und außerdem: muss man da nicht ein Studierter sein? Also vergiss es! Du und Abitur, dass ich nicht lache! Hat in der Familie noch keiner gemacht, sind alles ehrliche Leute.“ Jetzt braucht der junge Mann schon eine Menge Mut, Selbstvertrauen und Durchsetzungsvermögen, wenn er sich für seinen Wunschberuf einsetzen will. Und das nicht nur zu Hause bei den Eltern. Er hat sich wirklich eine große Herausforderung gesucht und es wird sich zeigen, wie ernst er seinen Traum nimmt, und welchen Preis dafür zu zahlen er bereit ist.

Der 12. März war ein feuchtkalter Tag, aber es roch schon nach Frühling. In unserem im Souterrain gelegenen Büro herrschte Hochbetrieb, es war ein einziges Kommen und Gehen, das Telefon stand nicht still. Mir schwirrte der Kopf vor lauter Dingen, die ich noch erledigen musste, eine innere Unruhe trieb mich. So eine Unruhe, wo einem beim Aufwachen schon so viel durch den Kopf geht, was alles erledigt werden muss und dabei die unterschwellige Angst mitschwingt, etwas zu vergessen, nicht alles zu schaffen oder etwas nicht richtig zu machen.

Gerade, als ich den Telefonhörer nach einem enervierenden Gespräch mit einer resoluten Jobcentermitarbeiterin aufgelegt hatte, klopfte es zaghaft an der Bürotür. Mist, dachte ich, da ist schon mein nächster Termin. Pünktlich auf die Minute. Nicht gerade die Regel bei unseren Jugendlichen.

Innerlich noch aufgewühlt von dem Telefonat öffnete ich die Tür und vor mir stand ein schwächlicher und sehr blasser Junge mit einer großen Reisetasche. Er hatte stoppelkurze blonde Haare, helle, viel zu große Jeans und eine verwaschene Jacke an. Mir fielen sofort seine großen, graublauen



Down Town Berlin – die Stadt von unten, das sind skurrile, schwierige oder bewegende Erfahrungen, absurde oder schwebende Augenblicke und auch Momente des Glücks, wenn aus manchem Abgrund Hoffnung schimmert. Hier erzählen Streetworker selbst ihre Geschichten aus 20 Jahren Gangway, berichten aus der Unterstadt, wo das Leben direkt und schonungslos ist, zeigen ungeschminkte Realität – eben Leben pur.

ISBN: 978-3-940213-63-1

Preis: 12,80 Euro